

(Nachdruck verboten.)

111

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überlezt von Leopold Rosenzweig.

Lucas, der an solche Hitze nicht gewohnt war, meinte zu ersticken, konnte es hier nicht länger aushalten. Auf vier oder fünf Meter Entfernung von den Ofen versengte ihm die Hitze das Gesicht, Schweiß brach aus allen Poren seines Körpers. Die Geschosse interessierten ihn sehr; er sah zu, wie sie sich abkühlten, indem er sich fragte, wo die Menschen seien, die sie vielleicht eines Tags töten würden. Dann trat er in den nächsten Raum, die Halle der Dampf-Schmiedehämmer und der Schmiedepresse, welche um diese Stunde ruhten; in der Halbdunkelheit ragten die drohenden Formen der Presse empor, die einen Druck von zweitausend Tonnen ausüben konnte, standen die schwarzen, massigen Hämmer verschiedener Größe wie phantastische Götzenbilder in finsterner Unbeweglichkeit. Hier fand er die Geschosse wieder, andre Geschosse, die eben an diesem Tage, nachdem sie aus den Gießformen herausgenommen und von neuem erhitzt worden, unter dem kleinsten der Hämmer in Matrizen geschmiedet worden waren. Daneben zog seinen Blick auf sich das sechs Meter lange Rohr eines Schiffsgeschützes, das noch warm war; es hatte vor einigen Stunden die Presse verlassen, unter welcher die tausend Kilo schweren Stahlbarrn sich strecken und formen wie weiche Teigrollen. Nun wartete das Rohr, von Ketten umwunden, darauf, von mächtigen Trähnen erfasst und in die Dreherei gebracht zu werden, die sich jenseits der Halle der Martin-Ofen befand.

Um alles zu sehen, durchschritt Lucas auch diese Halle, die größte von allen, wo die großen Stücke gegossen wurden. Der Martin-Ofen gestattete das Gießen des geschmolzenen Stahls in gewaltigen Quantitäten auf einmal. Acht Meter hoch über dem Boden rollten elektrisch bewegte Brücken, die die viele Tonnen wiegenden Riesenstücke mit slier Leichtigkeit nach allen Punkten hin transportierten. Dann betrat Lucas die Dreherei, einen riesigen geschlossenen Schuppen, der etwas besser gehalten war als die andern Werkstätten, und wo in zwei Reihen wunderbare Werkzeugmaschinen von unvergleichlicher Feinheit und Kraft neben einander standen. Da waren Hobelmaschinen für Schiffspanzerplatten, welche das Metall hobelten, so wie ein Tischler ein Brett hobelt. Und es waren da vor allem Drehbänke mit kompliziertem und feinem Mechanismus, zierlich und glänzend wie Schmuckstücke, unterhaltend wie ein Spielzeug. Jetzt zur Nachtzeit waren nur einige in Tätigkeit, jede von einer einzelnen Glühlampe beleuchtet; sie drehten sich mit leichtem Geräusch, mit einem sanften Surren inmitten der sie umgebenden Stille. Auch hier fand er die Geschosse wieder; ein Geschöß war, nachdem die Suhnähte entfernt worden waren, in die Drehbank eingespannt, um vorerst außen kalibriert zu werden. Es drehte sich mit fabelhafter Schnelligkeit, und die dünnen, gerollten Stahlspäne flogen unter dem unbeweglichen Messer hervor wie Silberfedern. Nachher mußte es noch in der Mitte ausgebohrt und schließlich gehärtet werden, um fertig zu sein. Wo waren die Menschen, die es töten sollte, wenn es erst seine furchtbare Ladung erhalten hatte? Aus all dieser gewaltigen menschlichen Tätigkeit, aus der Riesenarbeit, die das gezähmte, dienstbar gemachte Feuer leistete, um das Reich des Menschen, des Bezwingers der Naturkräfte, zu befestigen, sah Lucas die Vision des Massenmords sich erheben, die blutige Maferei des Schlachtfeldes. Er schritt weiter und kam vor eine große Drehbank, in welche ein Kanonenrohr gespannt war, ähnlich dem, welches er vorher in dem Zustand gesehen hatte, in dem es aus der Schmiedepresse gekommen war. Dieses hier war jedoch bereits außen kalibriert und glänzte hell wie frischgemünztes Silber. Unter der Lenkung eines jungen Menschen, fast eines Knaben, der aufmerksam auf den Mechanismus blickte, wie ein Uhrmacher auf den einer Uhr, drehte sich das mächtige Rohr rasilos unter leisem Surren um seine Achse, während das Messer seine Innenseite ausbohrte, mit einer solchen Genauigkeit, daß eine Abweichung auch nicht um ein Zehntel Millimeter stattfand. Und wenn dann auch dieses Rohr im Petroleumbade gehärtet worden war, auf welchem mörderischen Felde sollte es die Glieder der

Menschen zerreißen, welche furchtbare Todesernte sollte es abmähen, dieses Instrument, das aus dem Stahl geschmiedet war, aus welchem die brüderliche Menschheit nur Schienen und Pflüge formen sollte?

Lucas öffnete eine Thür, die ins Freie führte, und atmete tief auf in der warmen, feuchten Nachtlust, bot seine heiße Stirn erquickt dem wehenden Winde. Er erhob die Augen und sah keinen einzigen Stern unter der eisigen Flucht der dunklen Wolken. Aber die weit abstehenden Bogenlampen der Höfe erleuchteten den verhängten Mond und er unterschied wieder die qualmenden Schornsteine, den rußgeschwärzten Himmel, der nach allen Richtungen, wie von einem Netz, von den elektrischen Leitungsdrähten durchschnitten war. Die elektrischen Kraftmaschinen, zwei schöne Dynamos, fausten da gleich neben ihm in einem neuen Gebäude. Dann war da noch eine Ziegelei zur Erzeugung der Ziegel und der feuerfesten Ziegel, eine Tischlerei für die Modelle und die Kisten, zahllose Magazine für die fertigen Stücke. Lucas verlor sich in dieser kleinen Stadt, glücklich, darin einsame Orte, dunkle und friedliche Winkel zu finden, in denen er sich sammeln und erholen konnte. Mit einem Mal sah er sich wieder vor der Halle der Ziegelofen, und er betrat die Hölle aufs neue.

Hier wurde eben eine andre Arbeit ausgeführt; siebzig Ziegel wurden auf einmal ausgehoben, um ein großes, achtzehnhundert Kilo wiegendes Stück zu gießen. In einem benachbarten Raume stand schon die Form mit ihrem Trichter bereit, in eine Grube versenkt. Und nun begann das Defilé unter dem Zusammengreifen aller Hände. Je zwei Gehilfen saßten einen Ziegel mit der Zange und trugen ihn mit langen, wiegenden Schritten hinüber; dann folgte wieder ein Ziegel, und wieder einer, und wieder einer, alle siebzig nacheinander in einer blendenden Prozession. Es war gleich einem Ballet mit orangeroten, venetianischen Laternen, welches halb sichtbare, phantastische Gestalten zu zwei und zwei mit schattenhaften, unhörbaren Schritten tanzten. Und das Wunderbare war die außerordentliche Slinkheit, Sicherheit und Genauigkeit, womit die Leute sich inmitten der Feuersglut bewegten, herbefeilten, umkehrten, aneinander vorüber glitten, wiederkamen, als ob sie mit geschmolzenen Gestirnen Fangball spielten. In weniger als drei Minuten waren die siebzig Ziegel in die Form geleert, aus welcher eine goldene Strahlengarbe, von Millionen Funken durchsetzt, emporstach.

Nach mehr als halbständiger Wanderung durch die Werke kehrte Lucas endlich in die Halle der Buddelöfen und Walzwerke zurück, wo Bonnaire eben im Begriffe war, seine Arbeit zu vollenden.

„Ich werde sogleich zu Ihrer Verfügung stehen,“ sagte der Buddelmeister.

Auf der glühenden Sohle des Ofens, aus dessen geöffneten Thür blendender Schein herauslofte, hatte er bereits dreimal je ein Viertel des leuchtenden Metalls abgeteilt, mit Hilfe der langen, unten abgestachten Stange zu einer Kugel gerollt und diese hierauf dem Quetschhammer überantwortet; nun kam das vierte und letzte Stück an die Reihe. Seit zwanzig Minuten stand er nun so vor dem verzehrenden Schlund, die Brust in der furchtbaren Hitze brennend, mit den Händen die schwere Eisenstange lenkend, die klar blickenden Augen in die blendende Glut richtend und die Handhabung der Arbeit überwachend. Er blickte fest auf die flammende Stahlkugel, die er auf dem Grunde des Blutherdes mit sicheren Bewegungen herumrollte, er schien größer geworden, ein Formier von Gestirnen, ein Schaffer von Welten, in dem lodernden Strahlenschein, von welchem umflossen sein Körper sich golden von dem dunklen Hintergrunde abhob. Jetzt war er fertig, und die funkenprühende Stange zurückziehend, überließ er die letzte fünfzig Kilo schwere Luppe seinem Gehilfen.

Der Heizer wartete bereits mit dem kleinen eisernen Schieblarren. Mit der Zange saßte der Gehilfe die Luppe, eine Art von einem Vulkan ausgeworfenen glühenden Schwamm, zog sie mit kraftvoller Anstrengung heraus und warf sie in den Karren, den der Heizer rasch zum Quetschhammer hinrollte. Dort saßte wieder ein Schmiede-Arbeiter das glühende Stück und hob es auf den Amböß des Hammers, der im selben Augenblicke mit einem heftigen Ruck auf und

ab zu tanzen aufzug. Es war ohrenbetäubend und augenblendend. Der Boden erzitterte, wie Glocken dröhnte es durch die Luft, während der Schmied, mit Lederhürze und Lederhandschuhen bekleidet, in einem dichten Funkenregen verschwand. Das Sprühen war in manchen Augenblicken so heftig, daß es nach allen Seiten hin knatterte wie Mitraileuseufener. Unbeweglich inmitten dieses wütenden Aufruhrs wendete der Arbeiter die Luppe hin und her, brachte alle ihre Seiten unter den Hammer, um daraus das Sngot zu formen, den Stahlbarren, der dann dem Walzwerke überantwortet werden sollte. Und der Hammer gehorchte ihm, schlug dahin und dorthin, verlangsamte oder beschleunigte seinen Schlag, ohne daß man etwas von den Zeichen hätte bemerken können, die er dem Hammerführer gab, der hoch oben auf seinem Sitz den Steuerhebel handhabte.

Lucas, der sich genähert hatte, während Bonnaire die Kleider wechselte, erkannte Fortuné, den jungen Schwager Fauchards, in dem Hammerführer, der da hoch in der Luft unbeweglich saß, nur durch eine kleine mechanische Handbewegung lebend, inmitten des Getöses, das er entfesselte. Den Hebel nach rechts, damit der Hammer falle, den Hebel nach links, damit er sich hebe, und das war alles, das Geistesleben des Knaben drehte sich in diesem engen Bezirk. Einen Augenblick konnte man ihn beim Aufsprühen der Funken sehen, so klein und schwächlich, mit seinem blaffen Gesicht, seinen farblosen Haaren, seinen stumpfen Augen, ein armes Geschöpf, dessen physisches und geistiges Wachstum von der tierischen Arbeit ohne Freude, ohne freie Wahl, unterbunden worden war.

„Wenn es nun gefällig ist, ich bin bereit,“ sagte Bonnaire, als der Hammer endlich schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

32]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Die Gatten sprachen nicht weiter über die Sache, und Konrad blieb. Das neue Blaupläschene wurde zu seiner Schlafstelle bestimmt. Da lag er noch und schnarchte, wenn Bohrmann mit seinen Büchern und Hefen zur Schule ging. Wenn er einmal schon munter war, drehte er sich wohl um und hielt den Lehrer mit schlecht angebrachten Redensarten auf. Es sei nicht menschenwürdig, sein Leben an die Kinder fremder Leute zu wenden. Johannes sollte wie ein echter Dichter den dummen Beruf an den Nagel hängen, möglichst lange schlafen und auf den Ruach warten. Alle Genies seien Langschläfer.

Bohrmann ließ sich solche Reden nicht anfechten. Wenn Faulheit zum Wesen des Genies gehörte, so war er eben kein Genie. Denn ihm machte sein anstrengender Beruf rechte Freude. Nur daß ihm das Berlinertum seiner Schüler immer noch fremd war, daß er sich oft nach seinen lieben Dorfkindern sehnte. So ging er eben an Konrad vorüber in seine Schule.

Es war ihm dann auch nicht angenehm, wenn er beim Nachhausekommen in seiner Arbeitsstube Spuren von Konrads Anwesenheit vorfand. Der Direktor wusch sich nicht regelmäßig, dann aber mit einem solchen Eifer, daß auch der Schreibtisch vollgespritzt wurde. Das war schon der Schulhefte wegen unrecht von Konrad.

Bohrmann beschwerte sich wohl einmal bei Hilde. Die aber ging bald fast täglich mit Konrad in irgend eines der Sommertheater. Sie verteidigte den Gast nicht und wiederholte, es sei kein Platz für ihn im Hause. Aber er sei doch wirklich ein reizender Mensch und habe eine sehr geachtete Stellung; er sei doch viel mehr als ein Gemeindefchullehrer, denn er habe überall Freibillets und werde sie im Winter sogar ins Opernhaus führen. Da komme es doch auf ein paar Wasserflecke nicht an, wo doch die Hefte von Tintenklecken voll seien.

So wußte sich Bohrmann nicht zu helfen und war sich auch nicht klar über die Grenzen, welche etwa der heiligen Gastfreundschaft zu ziehen wären. Uebrigens war Konrad wirklich ein angenehmer Hausgenosse. Er spielte hübsch mit den Kindern, belebte das Mittagessen mit seiner Munterkeit und hatte einen guten Einfluß auf Hildes Stimmung. Sie lachte viel mit ihrem Gaste und war auch gegen ihren Mann und Siegfried freundlicher als sonst.

Nur zu Fräulein Reymond durfte Konrad nicht mehr hinübergehen. Dafür bezwang sich Hilde und nannte sie, wenn

sie von ihr sprach, nicht mehr mit unziemlichen Worten. Konrad duldete es nicht. Daß der Verkehr zwischen Konrad und dem Fräulein aufhörte, war dem Lehrer angenehm; noch angenehmer war ihm, daß Hilde die häßlichen Titulaturen sein ließ. Merkwürdig, wie sie sich von diesem Konrad bessern ließ, trotzdem er ihr in manchem ähnlich war.

So verging die erste Schulwoche, und am Sonntag schlief Konrad immer noch auf dem Blaupläschenen.

Das gemeinsame erste Frühstück am Sonntag war für Bohrmann immer die beste Stunde der Woche gewesen. Er konnte da vom Berufe ausruhen und die Pflichten eines Hausvaters voll und ganz erfüllen; er nahm dann wohl Lenchens Schulhefte vor, ließ sich von Siegfried erzählen und versuchte es auch seit Jahren, Hilde durch Sonntagsgespräche zu sich emporzuheben, da ihm seine Frau doch einmal durch ihre Unpünktlichkeit und durch ihren Sinn für äußere Fragen den regelmäßigen Kirchenbesuch abgewöhnt hatte.

Heute quälte es ihn, daß Konrads Bett noch nicht gemacht war und der Gast selbst ganz unsonntäglich, ja des heißen Morgens wegen recht lieberlich gekleidet, dasaß. Bohrmann hatte zum erstenmal wieder seit Ostende seinen gelbgrauen Anzug angelegt, und so empfand er den Anblick seiner Umgebung wie eine arge Störung. Aber gerade heute wäre er nicht im stande gewesen, dem Gaste zu zürnen. Aus seiner Hosentasche, die immer zerrissen war und in der doch immer eine Menge Dinge — nur kein Geld — zu finden waren, holte Konrad zwei Theaterbillets für den Nachmittag hervor. Zu einer Kindervorstellung. Hilde könne ihre beiden Kinder auf den zweiten Platz bequem mitnehmen.

Das war ein Jubel. Besonders Siegfried wurde rot vor innerer Lust. Er habe außer einer Parade noch nie so etwas gesehen. Und Lenchen habe ihm so viel davon erzählt. Ob es wahr sei, ob wirkliche Engel in Theaterstücken vorkämen?

Für den Abend gab es dazu noch zwei Billets für die Sommeroper, wo Konrad dann Hilde hinführen wollte, wenn Johannes nichts dagegen habe. Es wurde zwar nur der „Freischütz“ gegeben, aber man saß wenigstens nicht in seinen vier Bänden.

Bohrmann hatte für den Abend freilich eine Besprechung mit einigen Lehrern verabredet, in einem Garten sogar, bei einem Glase Bier. Aber die Kinder könnten die Reymond übernehmen, sagte die Hilde. Die hätte ja doch vorläufig nichts andres zu thun, und für ihren Vertrag wäre das das geringste, was sie thun könnte.

Bohrmann ging daher hinüber, um diese Gefälligkeit von Fräulein Reymond zu erbitten. Sie war gern bereit, schien aber in ihre gewohnte Traurigkeit zurückgefallen zu sein. Bohrmann hatte sie seit dem letzten Sonntag nicht gesehen und war überrascht, fast getränkt. Ihre Freude jüngst hatte ihm so wohlgethan. Warum freute sie sich nicht mehr?

Sie bat Bohrmann, Platz zu nehmen, und fragte ihn nach diesem und jenem, nach Hilde und dem Direktor, auch nach den Kindern. Bohrmann erzählte, was er wußte, und gab auch deutlich zu verstehen, daß er Konrad gern anderswo untergebracht wüßte, wenn ein solcher Wunsch nicht gegen die Pflichten der Gastfreundschaft verstieße. Fräulein Reymond hörte aufmerksam zu und versprach dann mit einem ernstern Blick ihrer großen Augen, sie wolle selbst mit dem Direktor sprechen.

Das war dem Lehrer lieb. Konrad sei ein gutmütiger Hausgenosse, aber sein geniales Wesen habe doch mitunter etwas Störendes, namentlich für ein stilles Lehrerheim. Und Bohrmann erzählte von seinen Sorgen und Gedanken: daß er zum erstenmal einen seiner kleinen Aufsätze für die Lehrerzeitung nicht zu stande bringe, daß er in seinen heiligsten Ueberzeugungen schwankend geworden sei, daß eine große Verwandlung in ihm vorgehe, daß er zwar seinen Christenglauben nicht bedroht sehe, wohl aber seine bisherige blinde Unterwerfung unter die Kirchenbehörde und die kirchliche Partei.

Mit niedergeschlagenen Augen sprach er von Mascha. Er fürchte, daß dieses ungewöhnliche Weib ihn ganz und gar zu einem neuen Menschen mache. Er wäre sich aber seiner Abtrünnigkeit vielleicht gar nicht bewußt geworden, wenn ihm nicht die Aufsätze für die „Allgemeine Lehrerzeitung“ auf der Seele lägen.

Wieder hatte Fräulein Reymond aufmerksam und still zugehört. Als er schwieg, ergriff sie mit ihren beiden großen Händen Bohrmanns rechte Hand und sagte freundlich und dabei doch langsam, fast feierlich:

„Sie haben mir wiederum eine große Freude gemacht, lieber Herr Bohrmann. Nein, glauben Sie das nicht, daß der Umgang mit dieser Frau und mit diesem Kreise Sie abtrünnig gemacht habe. Diese Kreise könnten nur zur Heuchelei verführen, nicht zum Abfall . . . Wollen Sie mir eins versprechen, lieber Herr Bohrmann?“

„Alles, meine Liebste, beste . . . Freundin.“

Fräulein Raymond hatte seine Hand losgelassen. Jetzt ergriff sie dieselbe wieder mit ihrer Rechten und sagte:

„Ich danke Ihnen . . . mein Freund . . . versprechen Sie mir, daß Sie die beiden Aufsätze nicht schreiben werden, bevor Sie nicht zur Klarheit über sich selbst durchgedrungen sind. Daß Sie nachher nicht gegen Ihre Ueberzeugung schreiben werden, das weiß ich.“

„Das ist doch auch gar nicht möglich,“ sagte Bohrmann einfach.

Fräulein Raymond lächelte und sagte:

„Möglich muß es wohl sein . . . und wie einem Lehrer zu Mute ist, der seinen Kinderglauben nicht mehr festhalten kann, davon verstehe ich etwas . . . Mein armer Vater! . . . Von den Hilfslehrern war ihm keiner recht nach seinem Herzen. Mit den Frommen fühlte er sich nicht eins; mit den Indifferenten — so nennt er die Pauen und Gleichgültigen — verband ihn kein gemeinsamer Schmerz. . . . Oft sagte er: nur die einmal geglaubt haben, sind ganze Menschen.“

Fräulein Raymond zog ihr Taschentuch hervor und trocknete sich die Augen. Jetzt hätte sie ihm gewiß endlich etwas aus ihrem Leben erzählt, hätte vielleicht die kurzen Andeutungen Konrads ergänzt, aber Bohrmann konnte nicht bleiben. Frau Spindler schrie von der Küche herein:

„Herr Bohrmann, Ihre Frau ruft Sie. Sie sollen gleich hinüber kommen und Frieden einen Kopfkopf geben. Ihre gute Frau ist wohl eifersüchtig. Gott, was sind die Frauen dumm! Wo sie doch selber so 'ne hübsche Frau ist.“

Bohrmann eilte, Hilde zu beschwichtigen, und ging dann auf seine Stube, um die Worte seiner neugevornenen Freundin und seine beiden Aufsätze einmal so recht gründlich durchzudenken. Aber heute konnte er wirklich zu keiner Sammlung kommen. Hilde wollte nicht nur sich selbst, sondern auch die Kinder für das Theater herausputzen und so gab es den ganzen Vormittag immer nur Suchen und Zanfen und Puffen. Noch während des Mittagessens, dem eigentlich nur Konrad Ehre erwies — namentlich die Kinder waren zu angeregt — suchte Hilde in der Kommode nach einem Zopfband für Lenchen und nach einem Senkel für Siegfrieds Schnürstiefel.

Nach Tische wurde dann die Kleidung etwas stürmisch vollendet, und Hilde zog mit den Kindern ab.

Als die beiden Freunde allein waren, wollte sich Konrad zu seinem gewohnten Nachmittagschlässchen niederlegen, und da er nicht gern allein war und Johannes an seinem Schreibtische zu thun hatte, streckte sich der Direktor auf des Lehrers Bett aus und schnarchte bald behaglich, während Bohrmann halbblaus den angefangenen Aufsatz über die Karte von Palästina durchläs.

Bohrmann hatte aus den Worten seiner Freundin Kläre etwas wie Zustimmung herausgehört. So griff er jetzt mit einem plötzlichen Entschluß zur Feder und vollendete die fähne, ja fast freidenkerische Arbeit. In den Blättern, die bereits vorlagen, hatte er ziemlich deutlich der Heimatskunde vor der heiligen Geographie den Vorzug gegeben. Nun aber war es plötzlich über ihn gekommen, wie der echte Geist Luthers. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Er fragte geradezu, ob die Ueberladung mit Gedächtnisstoff die richtige Art sei, den Kindern das Wertvollste beizubringen, die Religion. Das Christentum sei doch mehr Herzenssache, sei doch nicht allein Gedächtnisstrom. Gerade wenn es heiliger Ernst sei um den Glauben an die Erlösung durch Christus, der werde an seiner Stelle dazu beizutragen suchen, daß den Kindern das Christentum nicht verleidet werde dadurch, daß die Schule Handlangerdienste leiste für die Kirche.

„Was wir den Kindern schulden“, so schloß er, „das ist die christliche Religion und eine deutsche Geographie. Die Geographie des heiligen Landes mag ein Zuwel sein unter den Kenntnissen der Gelehrten. An die Schulwand aber gehört vor allem ein Bild der Heimat. Den Ankauf der Relieffarte von Palästina können wir darum nach unsrer heiligsten Herzensüberzeugung erst in zweiter Reihe empfehlen.“

Sorgfältig und sauber wie immer hatte Bohrmann geschrieben, trotzdem seine Seele den Gedanken vorausflog.

Als er sich jetzt erregt und zufrieden in seinem Stuhle zurücklehnte, wachte Konrad von dem Geräusche auf.

„Aus Dir kann nie was werden,“ sagte er gähnend. „Wer am Sonntagnachmittag arbeitet, der ist ein Sabbatschänder, und die Sabbatschänder sind verdammt, in Gehenna zu bleiben und Dütten zu kleben bis zum jüngsten Tage. Was hast Du da geschrieben, Sabbatschänder? Ist es wenigstens ein Drama, in dem ein König umgebracht wird?“

Lächelnd verneinte Bohrmann und las auf eine freundliche Aufforderung Konrads seinen Aufsatz mit guter Betonung vor. Als er geendet hatte, gähnte Konrad zweimal lange und gründlich, dann sagte er:

„Das hättest Du mir vor dem Einschlafen vorlesen sollen. Jetzt wirkt es nicht mehr recht . . . aber ich will Dir einen Vorschlag machen, weil ich Dich schadlos halten will für Deine Gastfreundschaft. Du mein höchst unwahrscheinlicher Zeitgenosse. Nicht wahr, Dein Stück spielt doch auch in Jerusalem? Wir wollen bei der ersten Aufführung eine Karte von Palästina auf den Zettel drucken lassen und darunter eine Annonce von einem Reisebureau, das kann was einbringen. Wenn dann die Juden nicht ins Theater gehen, dann weiß ich nichts mehr.“

Da klopfte es an der Thür und Fräulein Raymond bat, ob die Herren nicht zu ihr in die Wohnstube kommen wollten, sie hätte mit beiden zu reden.

Mit einem Satz sprang Konrad aus dem Bette. Während Bohrmann sich sofort seinem Besuch zur Verfügung stellte, kramte Konrad, als ob sich das von selbst verstände, in des Lehrers Wäschekasten umher und machte sich fein. Nur seine Stiefel konnte er hier nicht anziehen, weil sie in der guten Stube hinter dem Blaupflüschchen standen. So trat er also in seinen Pantoffeln hinein, machte der Freundin eine linksche Verbeugung und entschuldigte, daß er sie so lange nicht gesehen hätte. Seine vielen Direktions-Geschäfte, die ewigen Unterhandlungen mit Agenten, Schauspielern und Autoren. Er wagte dabei Fräulein Raymond nicht anzusehen.

„Ich verstehe, Direktor,“ sagte Fräulein Raymond ruhig und bestimmt. „Und bin ich einfach herübergekommen, weil ich mit Ihnen zu sprechen habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

k. **Reues über die „Linker“.** Von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus werden, wie wir einem Bericht der soeben erschienenen „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ entnehmen, die Erscheinungen der sogenannten „Rechtshändigkeit“ und „Linkshändigkeit“ von F. Lüdden in einer sehr bemerkenswerten Studie beleuchtet. Danach handelt es sich bei der „Linkshändigkeit“ nicht etwa um eine Angewohnheit, die durch die Nachlässigkeit von Müttern, Kinderwärterinnen und Pflegerinnen entstanden ist, sondern diese Erscheinung ist auf tiefgreifende physiologische Verhältnisse zurückzuführen, die oftmals durch Vererbung übertragen sind. Das ausschlaggebende Moment ist der in den beiden Kopfseiten herrschende Blutdruck. Unter normalen Verhältnissen muß, wie an der Hand der Entwicklungsgeschichte und mit Hilfe von pathologischem Weisematerial gezeigt wird, der Blutdruck in der linken Kopfhälfte ein höherer sein als in der rechten. Es giebt unter den Menschen drei Typen: bei der großen Mehrzahl besteht ein höherer Blutdruck in der linken Kopfhälfte, bei einer ganzen Anzahl Individuen ist er in der rechten Kopfseite höher, und in seltenen Fällen ist, wenigstens theoretisch, eine gleiche Blutverteilung in beiden Hälften anzunehmen. Im ersten Falle entsteht die sogenannte Rechtshändigkeit, im entgegengesetzten Falle die Linkshändigkeit. Gleicher Druck gehört zu den Ausnahmen, und es macht eher den Eindruck, als wenn ein abwechselndes Ueberwiegen der einen oder andren Hälfte dabei statthätte. In einem solchen Fall waren z. B. die behandelnden Aerzte sicher, daß eine doppelte Gehirn-thätigkeit bestand, und daß, wenn die Sprache schlecht, das Wesen heftig und unangenehm war und eine rechtsseitige Lähmung bestand, die rechte Hemisphäre das Uebergewicht hatte, wenn dagegen die Sprache fließend, das Benehmen ruhig und die linke Seite gelähmt war, die linke Hemisphäre überwog. Die Ausdrücke „Rechtshändigkeit“ und „Linkshändigkeit“ sind eigentlich unpassend, weil sie zu falschen Vorstellungen Anlaß geben. Beide Erscheinungen beschränken sich nicht nur auf die Hände, sondern können sich in mehr oder weniger hohem Grade über die ganze Körperhälfte erstrecken. An einer beträchtlichen Zahl von „Linkern“ wurde die größere Weite der linken Pupille beobachtet; man bemerkte auch Erscheinungen, die auf eine langsamere Entwicklung des motorischen Sprachcentrums zurückzuführen sind, einmal eine Hemmung der Sprache und Stammeln besonders im Zustande der Erregung, dann aber auch Undeutlichkeit der Laute, vom Lippen und Ausstoßen

mit der Zunge bis zu ganz ausgeprägtem Stottern. Eine Reihe von interessanten Beobachtungen stellte Lüddeckens an seinem eigenen Sohn an. Drei Monate nach der Geburt bemerkte man, daß die linke Pupille bedeutend weiter war als die rechte. Später zeigte sich bei dem Kinde die Neigung, sich beim Schlafen auf die linke Seite zu drehen. Als es sieben Monate alt war, bevorzugte es beim Ergreifen von Gegenständen die linke Hand vor der rechten. Beim Gebenlernen beobachtete man, daß das rechte Bein schwächer war als das linke; auch die Sprache des Kindes zeigte ein eigentümliches Verhalten. Der Verfasser hebt besonders hervor, daß Versuche, dem „Linker“ den vorwiegenden Gebrauch der linken Hand in der Jugend abzugewöhnen, meistens ohne Erfolg bleiben, und daß man die Linkshändigkeit, anstatt sie abzugewöhnen zu wollen, lieber zu möglichster Vollkommenheit auszubilden streben soll. —

Theater.

Lessing-Theater: „Mutter Sorge“ von H a w e l. — Es ist etwas Schönes um die Naivetät. Geliebene Menschen glauben, daß die Naivetät wenigstens in reiferen Jahren mit einer, sagen wir nicht übermäßig entwickelten Intelligenz zusammengehen müsse. Sie halten die Naivetät für ein Stadium, das man überwinden müsse, um es in der Pflichtigkeit so weit zu bringen, daß man seinen lieben Mitmenschen laßt, aber gründlich über den Löffel barbieren kann. Das mag für Pferdehändler ein richtiger Grundsatz sein; für Künstler stimmt er nicht. Der echte Künstler bleibt sein Leben lang naiv. Er kann nicht schaffen, wenn er die Naivetät verloren hat. Er kann nicht schaffen, wenn er nicht glaubt, und der Glaube ist immer naiv. Das soll nicht heißen, daß er dem Leben oder wenigstens den dunklen Seiten des Lebens fremd bleiben müsse. Das darf er nicht einmal, aus welchem Grunde man ein Nachsehen haben muß, wenn er sich nicht ganz so korrekt durchbringt wie etwa ein Postsekretär. Wir verlangen damit für ihn keine Ausnahmemoral, obwohl es fast den Anschein haben könnte. Wir verlangen nur, daß er seinen Existenzbedingungen gemäß leben darf, und mehr leisten die übrigen Sterblichen wirklich auch nicht. Wie tief er aber in die Flut des Lebens hinabtaucht, immer aber muß er rein wieder emporkommen. Selbst wenn er mit dem Schlamme des Grundes in Verührung kommt; selbst wenn er auf Augenblicke schlecht war, muß seine Seele wieder rein, gut und glänzend werden können. Sonst mag er ein geschickter, kalter, berechnender Virtuose werden; aber mit der Kunst ist's aus. Ich will den Namen nicht nennen, an dem sich dieser Satz in so unangenehmer und widerwärtiger Weise vollzogen hat. Vielleicht fällt er diesem oder jenem meiner Leser von selbst ein. Wie tief hat Angengruben den Menschen ins schlechte Herz geschaut und wie oft lachen aus seinen Komödien zwei helle Kinderaugen hervor. Wie naiv ist Goethe in Sachen der Liebe, obwohl er doch die ehrsame Martha Schwerdtlein und allerlei dreistes Herzengesinde (dreist in der Weisheit) kannte. Wie gläubig begeistert sich Schiller für sein Ideal, obwohl er einmal den nützigen Belehrer niederzuschrieb, daß er eigentlich nur Menschen lieben könne, die großer Verbrechen oder großer Thaten fähig seien. (Ein echtes Dramatikerbekenntnis — in Parenthese.) Alle sind sie naiv geblieben, selbst Shakespeare, der doch sonst in den unteren Regionen so heimisch war, daß man vor diesem nahen Zusammenwohnen mit Blut und Grauen fast erschreckt.

Selbst aber wenn man von der genialen Naivetät der genannten Dichter absteht, ist auch für das Talent, ja selbst für die Talentlosigkeit die Naivetät eine schöne Sache. Die Fehler des naiven Talents oder der naiven Talentlosigkeit sind Fehltritte wie Kleist sie schildert — blond mit blauen Augen, die man vom Boden aufheben möchte, noch eß sie um Vergeltung sammeln konnten. Unter diesem Gesichtspunkte muß man die harmlose Anfängerarbeit betrachten, die im „Lessing-Theater“ aufgeführt wurde. Wie angenehm sind die Fehler dieser Arbeit, verglichen mit den sicheren Kunstgriffen der Virtuosen. Herr H a w e l ist selbst schuld, wenn ich mich in allgemeinen Betrachtungen ergebe, statt mich in besonderen mit seinem Stück zu beschäftigen. Die Arbeit ist so harmlos, daß der Kritik die Angriffswaffen entfallen und zum Lob ist andererseits auch kein Grund vorhanden. Es handelt sich um eine grenzenlos naive Belebung des alten Wiener Volksstücks. Ein kleiner Handwerker muß erst schrecklich unter der Konkurrenz der großen Industrie leiden, kauft aber schließlich doch aus dem Elend heraus und wird für seine allzu brave Bravheit durch eine bescheidene, aber auskömmliche Existenz belohnt. Sogar die „Mali“, seine hübsche lasterhafte Schwelgerin, wird am letzten Ende tugendhaft, was mich mit aufrichtigem Bedauern erfüllt hat. Ich schätze die Tugend keineswegs nur bei älteren Gouvernanten, sondern auch bei hübschen Wesen, aber — und wenn ich verbrannt werden müßte! — lauter Tugend kann ich nicht vertragen, wenigstens nicht im Theater, im Leben bin ich nie in Verlegenheit gekommen, mich damit abzufinden. Wenn einmal die Welt von lauter braven Menschen voll sein sollte, will ich versuchen, mich durch den systematischen Besuch Sudermannscher Stücke zu vergiften.

Die dankbarste Rolle hatte Herr Romanowsky, der sie broßig und natürlich spielte. Schauspielersich bot wohl P a g a n y am meisten. Auch M o s a V e r t e n s und M a r i e M e y e r hatten sozusagen zu thun. Ließe sich nicht wenigstens für eine dieser Damen 'mal eine vernünftige Rolle finden, Herr Direktor? —

E. S.

Erziehung und Unterricht.

— Das Sprichwortspiel. Eine Kennerin Japans, die englische Schriftstellerin Charlotte M. Salwey bemerkt in einem ihrer Bücher über Japan: „Die Kinder haben es im Lande des Sonnenaufgangs sehr gut. Man veranstaltet für sie lustige Feste mit hübschen Puppen und allerlei bei uns unbekanntem, aber anregenden Spielen. Die unzähligen Spielsachen erfreuen ihre kleinen Herzen, regen den Kunstsinne an und sind dabei so spottbillig, daß auch die ärmsten Kinder sich für eine sehr kleine Ausgabe ein großes Vergnügen verschaffen können. Vom pädagogischen Standpunkte dünkt uns namentlich das J-ro-ha Karuta — das Sprichwort-Kartenspiel — sehr lehrreich und der Nachahmung würdig. Während unsere Kinder Sprichwörter vom Hörensagen kennen lernen und oft in sehr naiver und komischer Weise anwenden, ohne ihre richtige Bedeutung zu verstehen, lernen die Kinder des Ostens dieselben spielend. Das Lieblingspiel der Kinder von vier bis acht Jahren ist das J-ro-ha Karuta. Dieses Spiel erfordert zwei Spiele Karten zu je 47 Blatt, das japanische Alphabet enthält nämlich 47 Buchstaben. Die Karten des einen Spiels sind mit bildlich dargestellten Sprichwörtern in künstlerischer Ausführung versehen und weisen in einer Ecke je einen Buchstaben (Kana) des J-ro-ha (Alphabet) auf; das andre Spiel enthält die die Bilder erklärenden Sprichwörter. Das J-ro-ha Karuta wird auf zweierlei Art gespielt. Erstens: Man legt die Bilderkarten in alphabetischer Reihenfolge auf einem Tisch oder auch auf der Erde aus, die Kinder setzen sich im Kreise herum, das verständigste oder auch eine erwachsene Person mißt nun das andre Spiel Karten tüchtig und liest dann laut die 47 Sprichwörter vor. Jede Mitspielende sucht die entsprechenden Bilderkarten zu erfassen. Wer die größte Anzahl Karten aufzuweisen hat, wird als Gewinner erklärt und bekommt zur Belohnung Obst oder ein Stück Kuchen. Oder man verteilt die Bilderkarten gleichmäßig unter die Kinder, dann werden die Sprichwörter laut verlesen und derjenige Mitspielende, der seine Bilderkarten zuerst los wird, ist der Gewinner. Bei der zuerst geschicktesten Spielart geht es gewöhnlich sehr lebhaft zu. Auf diese unterhaltende Art lernen schon die kleinsten japanischen Kinder alle gebräuchlichen Sprichwörter und das Alphabet. —

Humoristisches.

— Blamage. „Also Dir wurden nach Deinem Auftreten thalächlich die Pferde ausgespart?“

Junger Schauspieler: „Ja, aber die dummen Kerle hatten dabei ihre Dienstmännchen mühen aufbehalten!“ —

— Reelles Geschäft. Chef eines Kunstbureaus (zum Gehilfen): „Dort kommt der Meier, der mir immer so anständiges Honorar zahlt, dem wollen wir nur recht gute Kunststoffe geben.“ —

— Aufschnitt. A.: „Da habe ich neulich ein Restaurant gesehen, das war tausend Meter lang.“

B.: „Noch gar nichts! Als ich voriges Jahr in Amerika war, kam ich in ein Restaurant, das war so lang, daß, wenn der Piccolo aus Döfett ging, er — als Oberkellner wieder zurückkam.“ —

Notizen.

— Eine Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontanes, herausgegeben von Dr. Paul Schenther und Dr. Otto Pniower beginnt demnächst bei F. Fontane u. Co. in Berlin zu erscheinen. —

— Eine Versammlung deutscher Bibliothekare findet am 30. und 31. Mai in Gotha statt; auf der Tagesordnung steht u. a. ein Vortrag „Die Bibliotheken und der Verlagsbuchhandel.“ —

— Leoncavallo hat die bestellte Oper „Der Roland von Berlin“ fertiggestellt. —

— Eine Gesamt-Aufführung von Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ wird in Turin geplant. —

— Das Klima in Berlin bildet einen vermittelnden Uebergang von dem milden oceanischen Klima Nordwestdeutschlands zu dem extremen kontinentalen Klima Ostdeutschlands. Seine Jahrestemperatur beträgt im Mittel 9,2 Grad Celsius. Die höchste in 50 Jahren vorgekommene Temperatur war + 37 Grad (20. Juli 1865), die niedrigste — 25 Grad (22. Januar 1850). Der 13. Januar ist durchschnittlich der kälteste, der 23. Juli der wärmste Tag im Jahre. Die Zahl der Sonnentage, an denen das Thermometer mindestens bis 25 Grad Celsius steigt, beträgt 94 im Jahre, dagegen die Zahl der Frosttage 83 und der Eistage, an denen das Thermometer unter 0 Grad bleibt, 24. Die Niederschlagsmenge betrug im Mittel von 50 Jahren 589 Millimeter.

— „Gesindel.“ Professor Dr. Andreas Hensler in Basel äußerte sich nach den „Basler Nachrichten“ in einer Sitzung des Großen Rats bei einer Besprechung über die Bewilligung eines Darlehens an das Stadttheater in folgender Weise: „Es mangelt in der heutigen Kultur die Feinheit, die man vor 100 Jahren dem Theater entgegenbrachte. Damals beherrschten Schiller und Goethe das Theater, heute Hauptmann und Sudermann und dieses Gesindel Wagner hat die ganze Oper verkeruselet.“ —